Was sich vor alten Zeiten im Unterwaldnerland zugetragen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **29 (1888)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007879

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fange ein Jeder an nachzusuchen, was an ihm selber zu bessern ist und wenn er den Fehler erkennt, suche er ihn redlich zu vermeiden, dann wird es bald gut zu leben sein. — Treue und Glauben wird zunehmen, wenn ein Jeder selber treu ist und Wort hält. Dienstboten werden williger sein und lieber am Platze ausharren, wenn die Herrschaften sie als zur Familie gehörig auch betrachten, sich ihrer annehmen zu jeder Zeit und sie nicht bloß als eine Maschine ansehen und ausnutzen. Wenn die Kinder ihre Eltern ehren und lieben und ihnen gehorchen; wenn die Eltern wiederum redlich sich bemühen, diese Liebe zu verdienen und sie zu erhalten, wie wird da die Familie gedeihen und blühen! Wenn Jeder sich nach seiner Decke zu strecken sucht und nicht mehr begehrt, als was er haben kann und soll und die Kunst lernt, sich etwas zu versagen, so werden wir sogleich keine übertriebene Kleiderpracht, keinen Luxus, kein verderbliches Wirthshausleben, keine übertriebene Festbummelei mehr haben und hundert und tausend Familien werden ökonomisch ganz gut fortkommen, die jetzt stets zurückgehen. Wie gesagt, bessern sich die Menschen, so wird auch der Zeitgeist gut, dieser verrufene Zeitgeist!

Freilich wird es dann noch Krankheiten, Mißwachs und allerlei Uebel geben, aber diese Uebel kommen nicht von Menschen her, sie sind von Gott geschickt, Gott aber weiß, warum er das thut und wir wissen sicher, daß er Nichts schickt, was uns nicht zum Heile gereicht. Ist Einer von derart Unglück heimgesucht, so ist das freilich oft schwer zu tragen; weit schwerer aber sind die Uebel, welche die Menschen selbst verschulden. — Zum Schluß noch einige treffliche Verse von Anastasius Grün.

Lästert nicht die Zeit, die reine, schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch,
Denn es ist die Zeit dem weißen unbeschriebnen Blatte gleich;
Das Papier ist ohne Mackel, doch die Schrift darauf seid ihr,
Wenn die Schrift just nicht erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?
Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld, — da ihr Disteln ausgesä't,
Ei, wie könnt ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus,
Freilich, seit ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

Was sich vor alten Zeiten im Unterwaldnerland zugetragen.

I.

Ein Blick in ein Bauernhaus.

Das schöne Stück Land, das wir bewohnen, gehörte von jeher unsern Vätern und Vorfahren. Wenn auch viele Geschlechtsnamen ausgestorben, so erzählen uns die Uerthe-, Kirchen- und Alpbücher, daß es in Stans schon seit vielen hundert Jahren Lussi, Durrer, Zelger, Flühler, Kaiser ꝛc. gegeben; daß in Buochs die Würsch, Achermann und Zimmermann ꝛc. gewohnt, und so hat jede Gemeinde nicht nur ihre Geschlechts- sondern auch ihre eigenen Güternamen. Aber damit sind wir noch nicht zufrieden, sondern wir möchten gerne wissen, wie unsere Alten gelebt und gebetet, gegessen und getrunken, gefastet und getanzt haben. Das Alles in guten Treuen zu erzählen, gäb' noch manche Pratig voll, was aber der Kalender in diesem Jahre nicht bringt, das kann er über's Jahr und noch später dir nachtragen, wenn wir allebed noch am Leben sind.

Ein währschaftes, altes Baurenhaus stand auf eigenem ledigen Boden, ringsum frei, von dickem Holz gezimmert, auf mannshoher Mauer, unter einem schweren Schindeldach, rings mit guten Vordächern geschützt, unter welchen ganze Fensterreihen, mit runden, in Blei gefaßten Scheiben, freundlich hinausschauten. Ebner Erde führte eine Thüre in die Käshütte, daran lehnte sich der Milch- und Aepfelkeller, für die Erdäpfel, für Most und Schnaps brauchte man noch keinen Platz. Eine hölzerne Stiege, unter welcher der „Ringgi" seine Behausung hatte, lehnte sich von Aussen an's Haus und führte die Leute zum Haupteingang, nämlich in die Küche. Da sah es freilich schwarz aus, denn man gönnte damals sogar dem Rauch seine Frei-

heit, seinen Ausgang durch das Dach selbst zu suchen. Drum gehen wir in die Stube. Es ist an einem Winterabend. Das Hausvolk sitzt rings um den Tisch, sie haben gegessen und gebetet und der Hausvater hat den Dangelhammer in der Hand, einen Sack voll Nüsse auf dem Wandbank und einen Klopfstein auf dem Tisch, wo die stämmigen Buben wie die muntern Meitschi die Nußkernen, die sie aus den zerschlagenen Hahlen grüblen, zusammen in die Mutte werfen. Aber das junge Volch kann sich so nicht „verdwellen", darum „mieden" sie am Vater, „er sell ihnen au ebbis verzellen." Vom Kriegen und Schießen möchten die Buben gern etwas vernehmen, aber die Meitli erklären sich ganz resolut, sie giengen gewiß früher in's Bett, der Vater möcht doch sonst was aus alter Zeit fürbringen, es käme ihnen sonst die ganze Nacht vor wie Blut und Flammen.

„So losid jetzt, fangt der Vater an, so will ich jetzt verzellen, was mir mi Großvater mängs liebs Mal verzählt hat. Es ist eigentlich keine ganze Histori, aber so öpis usem eigene Land, was die Leute einander berichtet hend." Vor langer Zeit sind zwei Brüder im Land gsi, hend Wuhn und Weid gnuzet, es sind aber gar sunderbare Manne gsi, sie hatten viel und dick Sachen voraus gewußt, was sonst keiner Seel in Sinn kommen war. Sie sind so heimliche finstere Manne gsin, man hat sie nicht recht können lesen. Doch das Beste bei der Sach', daß sie im wahren Grund Niemand etwas Unrechts angethan, jedem gern geben, was ihm gehört hat, aber wenn Einer sie hätt wellen erwitschen, mit d e m sind sie tags fertig worden. Man hat sie genannt „die gschidä" Diller. Der Einte ist am Altzeller Berg haushäblich gewesen, hat dort viel Land und Veh besessen, auf Ehr' und Aemtern hat er wenig gehalten, hat lieber still und fridsam zu seinen Sachen gluogt. In der Alp hat gwohnklich der Senn und der Knecht befohlen, weil der Buir viel Zit nit da gsie ist. Der Senn, der ist ein schlaue, trogeliche Kerli, hat s'Veh und s'Käsä wohl verstande, drum ist er beim Buir im guten Namen gstanden. Doch einist, schlicht er z'Hand, als es schon anfangt dimmer werden, von der Hütten mit einer schwären Ruppen Anken und will durch den Hochwald hinauf gegen der Urner Scheidegg zuo. Er hätte diesen Anken, laut Abred, gern einem Ankenträger überlassen und die Batzen in seinem Sack behalten. Und wie er durch den Wald hinauf schlicht, so kommt ihn ganz ein sonderbar Grausen an, er weis selber nid, wie's ihm wird. Es kommt ihm in Sinn, wie im dinnern Wald gern Gspeister spukid, und am Weg in einer alten groben Tannen ist es Helgestöckli, der Geißbub hat ein Muttergottesbild hineingestellt und täglich mit frischen Alprosen zieret. „Was seid die göttlich Mutter, wenn ich mit dem gstohlnen Anken fürdure will?" so denkt er und stad ufem Tätsch bockstill. Der Anken dunkt ihn je länger je schwerer, er meint, er gwahri, wie d'Bläche verryße. Jä mit dem Anken z'rugg in d'Hütte, will ihm au nid dienen. Vielicht ist der Knecht am Erwällen oder sind Bruderlyt und Ankenbettler um eine Mutte Sufi umä, es ist gwiß abgreitlet und d'Hütte heiter wie der Tag. Und wie er sich so bsinnt, so rieft der Hirt bi der Krützhütte z'bätten. Er rieft so dewerli und lut, daß es von allen Flühnen wiedertönt. Er verstad all helig Nämä zum anderen und dritten Mal. Jetzt ist mitem Bsinnen us und Amen. Der Schweiß stad ihm auf der Stirnen und doch friert es ihn. Vorwärts darf er um kein Schritt weiter und z'rugg möcht' er freilich gern, wär nur der Anken nicht. — Er weiß Rath. — Er schlift geschwind aus den Holzschuhen, klättert über eine Tanne hinauf und hängt den Anken an einen abgebrochenen Ast, wo das Gris am dicksten ist und denkt, den will ich untertags gleich wieder finden. Jetzt darf er in die Hütte, doch trägt er seine Holzschuh in den Händen, denn er fürchtet sogar sein eigener Tritt.

Drum seht ihr Kinder, es gibt auf der ganzen Welt kein grusigeres Unghür, das der Mensch am meisten fürchten sollte, als ein böses Gewissen, das läßt ihm Tags und Nachts keine Ruh.

Am Morgen, ehe sie noch zum Gaden triben, ist der Bauer schon da. Der Senn kommt gerade aus der Daschteren und sagt, er heig vor Mitternach kein Aug geschlossen, drum so spat erwachet. Der Bauer g'schauet die Kühe und Schweine, im Speicher die Käse, im Milchhaus die vollen Mutten, auch in den Ziger- und Ankenkübel hat er ein wenig „geschielet". Zuletzt sagt er zum Senn, er sell sich fürdern und grächen, sie wollen miteinander eine Schindeltanne fällen, die Hütte und Gäden hätten wohl bessere Dachig von Nöthen.

Das ist dem Senn gar sonderbar vorgekommen, es sind ja noch Knecht und Handknab

da, was er dem Bauer zu bemerken wagt, aber das hilft da nicht viel. Der Bauer ergreift eine Fellaxt und gad dem nachfolgenden Senn voran dem Hochwald zu. Er gad bei manchem schönen Baum vorbei, der wohl Schindeln gäb Schatz um Schatz. Der Senn sagt oft: „Wemer nid die Tannen, sie fällt gar dienig, wemer die, sie ghid gar schön i Zug.“ Der Bauer aber geht immer vorwärts, als wollt er kein Wörtli vom Sennen hören und sinnet still vor sich hin. Er nochet schon der Muttergottes-Tannen, da stad der Diller still und schwingt mit seiner Axt einen starken Strich in eine dicke Mändlitanne und sagt: „Du mußt währli fallen.“ Der Senn meint aber, der Baum sei fast nicht auf den Boden zu bringen, er bleibe im Fallen an den Aesten hangen und heig Harzschratten und Blindäst mehr als gnug. Der Diller aber haut handli zu und leid den Baum wie denkt z'Boden, und z'mitzt am Stammen, wo das Gris schier am dicksten ist, hangt die Ankenball groß und schwer.

Der Bauer scheint darüber gar nicht verwundert, als hätt' er das schon zum Voraus gewußt. Dann nahm er den Sennen keck bei der Hand, sah ihm steif in die Augen und sagte gar ernst und bedeutsam: „Das wär' „eine galdene Zit, wenn Dannenbäum seller „Früchten trägen thäten; aber aui eine böse Zit, „wenn die beste Sännen am Eigenthum der „Buirä sich so schandli vergrifid. Da nim di „Lohn, flich mi Gwarsami und dänk a dis „Gwissä, wie äs dich nächti nu gwarnet hed, „dänk a di Tod und a das Aug, wo nid nur „durä dimmerist Wald durä luogt, nei es luogt „is heimlichist und drogelichst Herz.“

Der Senn ist gange und dunnä bim Tirly zelt er 's Geld und bim Tag und Schillig het's itroffä.

Der Hausvater hat den Dangelhammer abgelegt, der Nußsack ist leer und Kernenmuttä voll. Jetzt Kinder gehen wir zur Ruhe, er taucht seinen derben Daumen in das Weihwasser und macht jedem noch ein kräftiges Kreuz auf die Stirne und die Kinder sagen: „Danki Gott, Vater und einen andächtigen Lobspruch: Gelobt sei Jesus Christus! und steigen in ihre Lauben.

II.

Ein Blick in ein Herrenhaus.

An einem andern Abend, als der Hausvater kaum das Bätti an der Wand an das Gemshorn aufgehängt, denn der Abendrosenkranz wurde nie vergessen, und die Kinder sich wieder zum Kernen um den Tisch gesetzt hatten, mußte der Vater wohl oder übel, wieder an's Erzählen. Er schob seine Kappe bald links, bald rechts gegen die Ohren, ob ihm wohl etwas aus der alten Zeit in den Sinn kommen möchte, dann schlägt er einen festen Streich, daß die Nußschalen davon sprangen und sagte: „Jetzt besinne mich auf eine sonderbare Geschichte, die der Hauptsach nach wahr ist, das Weibergeschwätz mag wohl hie und da etwas daran erdichtet haben, wie es in alter und neuer Zeit geht, wenn eine Sach' durch viele Mäuler geht.“ Nun so gebt jetzt acht, ich erzähl' euch nicht von einem frommen Bauer, wie's letzte Mal, sondern von einem reichen, altern Herrn und seinem Sohn, die auch hier gelebt und gestorben. Ich führe euch also in ein vornehmes, altes Herrenhaus. Der Herr hatte auch Land und Vieh, nahm sich aber dessen wenig an. Er ging gewöhnlich gegen Abend in's Wirthshaus, ich glaube fast zum „gelben Kreuz“, das aber vor mehr als 170 Jahren verbrannt ist. Seine Frau war aussert dem See daheim, hat ihm wohl einen ziemlichen Bitz Mittel zugebracht, aber sie war sich auch vornehm g'wohnet in Speis und Gwand. Der Herr hat sich auf seine Gülten und Zinsen von seinen Altvordern verlassen, hat die Frau gwirben und gwerben lassen nach ihrem Gefallen, und wenn er auch nicht mit Allem zufrieden gewesen. Es sind vielmal scharmante junge Männer auf Besuch gekommen, welche alle der Frau gar noch verwandt hätten sein sollen. Sie sind Tag und Wochen dageblieben, haben an des Herren Tisch gelebt, sind in seinem Hostättli herum geschlänggelt, haben die Zeit vertrieben mit Niggelschlagen, Blattenschießen und Muttelidrölen oder kegelten. Wenn aber der Herr ausgegangen, oder beim Kreuz einen Schoppen Welschen getrunken, so sind die Herren Vettern lieber zu ihrer freundlichen Bäsifrau in die Stube gegangen und haben da ihre Kurzweil gesucht und gefunden. Wie aber einst der Herr bei seinem Wein im Wirthshaus sitzt, bekommt er auf ein-

mal einen solchen Schmerz im Leib, daß er lang vor der gewöhnlichen Zeit aufbricht und es gerathen findet, heim zu gehen. Er klopfet an der Hausthüre, aber Niemand will aufmachen. Er schleicht um das Haus und findet die Hinterthüre offen. Er wundert sich, daß die Hausthüre schon vor 7 Uhr verschlossen, drum steigt er ganz sorgfältig durch die Stiege hinauf, der Lehnen nach, daß die Tritt nicht krachen. Jetzt g'hört er gar ein Trümpi und wie einer das Hackbrett dazu schlägt, eine ganze Tanzmusik. Er drückt auf die Falle und will in die Stube eintreten, aber ein verkleideter Mann schlägt ihm die halb offene Thüre zurück. Jetzt aber steigt sein Zorn wie heißer Anken, der in's Feuer rinnt. Geschwind schlägt er die Thüre ganz auf und sieht, was seine hübschen Herren Vettern für ein Spiel treiben, wenn er nicht zu Hause war. Der eine der Herren Vettern steht im Heiligtagrock des Herrn, ganz erschrocken und will dem Hausvater kniefällige Abbitte thun, er möchte doch nur nicht böse werden. Seine Frau hatte ebenfalls die allerschönsten Kleider angezogen und glänzte mit Fingerringen und Halsketten, mit seidenen Armhändschen und hohen Dötzlischuhen, wie eine Königin, aber aus allem dem Glanz und Staat macht sie ein erbärmliches Gesicht und bittet und weint, der Mann möcht' die Sach' auch nicht so bös aufnehmen und auch nicht etwas Ungeschicktes machen. Sie nimmt ab dem Tisch ein voller silberner Becher und will ihn begütigen, allein der Herr ist noch nicht erkühlt, er schlägt mit seinem Arm einen Streich, daß der Becher an eine Wand fliegt. Er schreit laut auf: Ihr Herren, jetzt ist es einmal genug. Ich hab' euer Thun und Lassen schon lang gemerkt, zieht meine Kleider nur schnell ab und packt euch zum Haus hinaus. Die Herren Vettern sind selbigen Abend noch abgeschoben. So hat die Faßnacht und der Hausfriede miteinander geendet. Der Herr hat seinen täglichen Verdruß je länger je fleißiger im Wirthshaus abgespühlt, ist im Haus knurrig und brummig, von einem Abend-Rosenkranz hat man nichts gehört und die Frau hat dreingeschaut wie St. Kummernuß. Der Herr fing auch an zu spielen und zwar theuer, so daß an einem Abend ein schönes Häuflein Kronenthaler in andere Hände kamen. Sie hatten auch einen Sohn, mit dem sich der Vater nicht viel abgegeben, aber um so mehr nahm sich die Mutter seiner an. Er mußte hübsch daher kommen und wollte auch immer Geld im Sack haben, wofür die Mutter freilich gerne sorgte, obgleich es dem Hausvater für und für daran zu fehlen anfing, aber gesagt hat er nichts, sondern ließ seine Uerthe beim Wirth an die Kreide gehen, verkaufte hie und da ein Gültli oder ein paar Rindern Alpig, und ließ dafür Kapital auf seinem Heimet verschrieben, wenn beim Wirth die Stangen wieder vollen Strich geworden. — Im Haus hat Eines dem Andern kein freundliches Wort mehr gönnt, das tägliche Stichlen und Spätzlen ist dem Sohn verleidet, drum hat er ausser dem Haus lustige Gesellschaft gesucht, ist oft spät in der Nacht heimgekommen, aber das ist ihm noch viel zu wenig gewesen, weil er schon oft von den großen Freuden und Vergnügen vernommen, die man in einem kleinen Lande nicht, aber in großen Städten in der weiten Welt antreffe. Drum begehrt er jetzt fort, und der Vater ist ihm nicht zuwider, er gibt ihm sogar für seine Reise ein eigenes Roß und einen Diener.

Der Vater setzt sein Wirthshausleben fort, sogar von Vormittag und dann bis am späten Abend. So ging es viele Jahre lang fort. Da heißt es auf einmal, der reiche Herr werde von einem fremden Mann um eine entsetzliche Summe entlehnten Geldes betrieben, sei „pfändt" und der Schatztag angezeigt. Der fremde Mann wollte auf Haus und Land einen Arrest nehmen, allein da kamen darauf haftende Gülten und Versicherungen zum Vorschein, die über alle Häge hinaus reichten. Was war da zu machen? Da mußte der Hausrath auf den „Schragen". Es gab eine Gant, wie vorher noch keine gewesen. Feine Tische und Bettlachen mit Spitzen besetzt, seidene Anzüge für Kopf- und Hauptkissen, Röcke und Kamisöler von allen Farben; Tische und Sessel von Bildhauer-Arbeit; Kantrümer und Kästen von allen Formen, aber mit dem Silberzeug sah es mager aus. Sein Knecht, der beinahe 90 Jahre alt worden, sagte mir selber, als ich noch ein junger Bube war, er habe oft mit silbernen Kerzenstöcken nach Luzern müssen, um sie einem Goldschmied zu verkaufen, aber ich soll doch um Gotteswillen Niemand etwas davon sagen. Ich hab' es ihm versprochen und darum den Namen verschwiegen. Haus und Gut kam alles in fremde Hand, und der arme Herr mußte in einem armen Häuslein (man sagte ehemals) in's Pfiffen-

machers, Behausung nehmen und das Wirthshaus „müßgen".

Da kommt nach vielen Jahren vor das alte Herrenhaus ein armer Handwerksgesell. Er trägt seine ganze Habschaft in einem alten Soldaten-Habersack. Die Hosen und sein Tschoppen sind zwar pläzet aus mancherlei Tuch, aber doch sieht man die Elbogen aus den Aermeln und die Kniee aus den Hosen heraus schielen, am schlimmsten stand es aber mit Schuhen und Strümpfen. Er frägt dem alten Herren nach. Ja, der sei schon manches Jahr nicht mehr hier, wenn er etwas an ihm zu fordern habe, so soll er in's Pfeifenmachers, da treff' er den alten Lump an. So berichtet ihn ein Maurer, der am Haus etwas zu schaffen hatte. „Willst vielleicht Arbeit, mein Handlanger ist erkrankt, komm her, kannst Pflaster kochen?" Der Geselle besann sich zuerst, wischt sich die Augen und langt endlich nach dem Pflasterhaggen. Es ist ihm bang und schwer, denn es kommt ihm in den Sinn, wie er vor 15 Jahren mit Geld und Gut, mit Roß und Mann, für sein Lebtag reich genug, wie er gemeint, von diesem Haus in die Fremde gezogen, und jetzt — am Gwand die letzten Fetzen, am Geld kein rother Heller, an Fleisch und Blut vermagert und verkränkelt steht des reichen Herrn Sohn vor seinem alten Vaterhaus und schafft, um nicht vor Hunger zu sterben. — Als etwas später der Todtengräber der Gemeinde selber in's Grab versenkt worden, stellt sich der arme Mann vor die versammelte Gemeinde und haltet bittlich an, man möchte ihm doch das Dienstli gönnen, und die Gemeinde erbarmte sich seiner und wählte ihn zum Todtengräber.

Kinder, vergeßt das Beispiel doch nie, seid zufrieden mit dem, was ihr ehrlich erworben und ererbt, trachtet nicht nach einem übermüthigen Herrenleben, bewahret Frömmigkeit und Frieden im Haus, so werdet ihr immer etwas haben für die Armen und euere unsterblichen Seelen retten!

Jetzt geht in's Bett! Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes. Gelobt sei Jesus Christ!

Milch und Käse als Volksnahrungsmittel.

Wenn der Kalender wieder erzählt, was an der gemeinnützigen Gesellschaft in Stans über Milch und Käse berichtet wurde, wird mancher Leser sagen: wozu das? seit Kindsbeinen weiß ich, daß Milch und Käse Nahrungsmittel sind, es ist mir nur leid, daß sie so viel kosten und nicht jedem gratis gegeben werden. Da liegt aber der Hacken, daß Viele glauben, sich billig zu ernähren und doch das Geld wegwerfen und Kraft und Gesundheit noch dazu.

Es ist ein sonderbares Ding, daß die Menschen meistens besser wissen, was dem lieben Vieh wohl thut, als ihnen selbst. Das geringste Bäuerlein weiß, daß seine Kuh bei gutem, fetten Futter mehr Milch gibt und an Gewicht zunimmt, als bei schlechtem Riedgras, und daß es den Hafer nicht sparen darf, wenn sein Rößlein strenge arbeiten muß; daß aber auch seine Knechte je nach der Kost mehr oder weniger in's Zeug greifen, das will Mancher nicht verstehen. Er mag vielleicht glauben, auf die Nahrung komme es nicht so viel an, weil es auch viele, gutgenährte Faulenzer und schlecht genährte, fleißige Arbeiter gibt. Das ändert aber gar nicht, daß die Kräfte des fleißigen Arbeiters von seiner Nahrung abhängen. Ein deutscher Doktor erzählt ein schönes Beispiel: Ein Handwerker vermochte nicht die Arbeit zu liefern wie Andere, die besser genährt waren. Er kam trotz aller Anstrengung zurück, da gelang es ihm, ein Anleihen von 70 Mark zu machen. Diese verwendete er nicht an Schnaps, sondern an bessere kräftigere Kost; dadurch gewann er Kraft, konnte täglich mehr Arbeit liefern, aus dem größern Verdienste das Anleihen zurückzahlen und einen Sparpfennig bei Seite legen. Der Mann hatte gut gerechnet, daß richtige Nahrung ein Arbeitskapital ist, das seine Zinsen trägt.

Ein intelligenter, junger Bursche, der schwere Arbeit verrichten wollte, fühlte, daß es seine Kräfte bei der schlechten Nahrung, die er sich mit seinen dürftigen Mitteln verschaffen konnte, nicht gestatteten. Ein Fleischermeister borgte ihm